

Der kleinste ökologische Fußabdruck der Welt

von Alex Rühle

Süddeutsche Zeitung, 28. März 2009

In die Weltnachrichten schafft es Malawi nur, wenn Madonna vorbeikommt - dabei hätte es ein Vorbild sein können für ganz Afrika

Es sind genau drei Dinge, mit denen es das kleine ostafrikanische Land Malawi in den vergangenen Jahren in die internationale Presse schaffte: Einmal natürlich der Hunger, die Dürren, Africa classics sozusagen. Dann ging die anrührende Geschichte des 14-jährigen William Kamkwamba um die Welt, der vor einigen Jahren in der Schulbücherei seines Dorfes die Abbildung einer Windmühle sah und daraufhin aus Fahrradrahmen, Brettern und Plastikschläuchen selbst ein schiefes Windrad baute, um für seine Eltern Strom zu erzeugen. Das ist die ideale People-Geschichte aus Afrika, armer Junge hilft sich selber, inklusive toller Bilder aus einem Hüttendorf. Und zuletzt ist natürlich Madonna zu nennen, die vor zwei Jahren den kleinen David aus einem Waisenheim an der Grenze zu Sambia adoptierte. Seinerzeit versprach Madonna in den amerikanischen Hochglanzmagazinen, für den Jungen "unbedingt Kontakt zu halten zu dessen afrikanischen Wurzeln". Auf die Frage, was sie damit meine, betonte sie den reichen Legendenschatz der Afrikaner.

Der Schriftsteller Tito Banda unterrichtet oral literature und kreatives Schreiben an der Universität von Mzuzu, einer Kleinstadt im Norden Malawis. Der 58-Jährige wäre froh, wenn es den reichen Legendenschatz noch gäbe. Banda ist eine Art Konservator in letzter Minute: Jeder seiner Studenten, das ist eine Art Aufnahmebedingung für seine Kurse an der pädagogischen Fakultät, muss ihm mindestens eine Erzählung oder Legende aus seinem jeweiligen Dorf bringen. Banda zieht auch selbst durch die Dörfer, um die letzten großen Geschichtenerzählerinnen mit einem Kassettenrekorder aufzunehmen, ähnlich den Brüdern Grimm, die zu Beginn der Industrialisierung durch die Dörfer zogen, um die mündlich tradierten Märchen vor dem Vergessen zu retten.

Die meisten unserer deutschen Märchen spielen im Wald, der dann zeitgleich mit der Tradition der mündlichen Überlieferung mehr und mehr verschwand: Die Moderne hatte ihren Preis. Auch durch die folk tales, die Banda gesammelt hat, zieht sich sozusagen ein geschlossener Waldgürtel, im Hintergrund der meisten der von ihm gesammelten "Vidokonis", wie die mündlich überlieferten Legenden heißen, wachsen dunkle Wälder, in denen geheimnisvolle Kräfte walten.

Banda sitzt in einem Restaurant in Mzuzu bei gegrilltem Huhn auf Plastiktellern und entwickelt eine interessante Erklärung für das Versiegen der oral literature: Kamuzu Banda, der erste Präsident des Landes, habe kurz nach der Unabhängigkeit 1964 als Zeichen der Modernisierung verfügt, dass in jedem Haushalt ein Esstisch zu stehen habe, so wie bei den Weißen. Bis dahin hatten die meisten Familien beim Essen ums Feuer gesessen, Männer und Frauen getrennt, die Kinder bei den Müttern, wo sie dann die Erzählungen aufschnappten und später selber weitergaben. Plötzlich aber saß jede Familie einzeln um einen Tisch, und da sei es dann gesittet und still zugegangen. Tische aber werden aus Holz gemacht, die Wälder sind mittlerweile zusammen mit den Legenden nahezu verschwunden, alte Missionare erzählen einem gerne, wie sie damals, Anfang der Sechziger, mit dem Fahrrad durchs Land fuhren, ein einziger paradiesischer Wald. . .

Wenige Kilometer hinter Mzuzu tobt das Inferno. Eine Busfahrt nach Süden, in die Hauptstadt Lilongwe, gleicht einem apokalyptischen Trip, fünfzig, sechzig Kilometer geht es durch Waldbrände, die Sonne blakt durch die Qualmwolken wie das blutunterlaufene Auge eines sterbenden Tieres, Berghänge, kahl, mit schwarzen Stämmen kreuz und quer, am Straßenrand immer wieder aufgereichte Bretterlagen, geschälte Stämme. Die Feuer werden angeblich von arbeitslosen Holzarbeitern gelegt. Früher gehörte der Wald dem Staat; vor einigen Jahren hat er ihn an einen Privatinvestor verkauft, der seither immer wieder Arbeiter entlässt, die nun aus kurzsichtiger Rache den Ast abfackeln, auf dem sie sitzen.

Der Verkauf des Waldes hat auch für die malawischen Schriftsteller Konsequenzen: Der Staat stellte früher aus dem Holz Papier her, der Privatinvestor hat das sofort eingestellt und stattdessen in Möbelproduktion investiert - wie gesagt, Malawi braucht Esstische. Seither muss Papier teuer aus anderen afrikanischen Ländern importiert werden, Banda sagt, viele Verlage seien eingegangen, und es würden immer weniger Bücher veröffentlicht. Sein eigenes, drittes Buch liegt ungedruckt zuhause herum. "Bitter Disapproval", sein zweiter Roman, noch aus den achtziger Jahren, ist vergriffen, und Banda glaubt nicht, dass er je noch mal aufgelegt wird; er konstatiert das ganz ohne Groll oder Bitterkeit, Nachdrucke seien nun mal schlichtweg zu teuer, "das Papier, die Tinte, alles."

Banda sagt, seine Studenten würden sich vor allem an Short Stories versuchen, die kann man wenigstens an Zeitungen verkaufen, bei internationalen Wettbewerben einsenden oder hoffen, dass sie in ein Schulbuch aufgenommen werden.

Shadreck Chikoti ist ein junger Autor, Journalist und Radiomoderator, der in Lilongwe lebt, der Hauptstadt Malawis. Chikoti macht gar keinen Hehl daraus, dass er in seinen Erzählungen oftmals strategisch mit afrikanischen Klischees spielt. "Die Leute hier wollen das moderne Leben, aber im Ausland steht man immer noch auf Geschichten, in denen große Baobabs im Zentrum eines Dorfes stehen. Ich hab gerade eine Geschichte bei einem internationalen Wettbewerb eingeschickt, die wird bestimmt genommen, die handelt nämlich von einem kleinen Kindersoldaten, der in Mosambik von seiner Einheit flieht und zu Fuß nach Hause zurücklaufen möchte." Eine andere seiner Erzählungen heißt "The Baobab" und wartet mit Geistern, einem kleinen Dorf und einem korrupten Politiker auf.

Eigentlich träumen die jungen Malawier zumindest in den Städten vom globalisierten Leben. Kürzlich ging die dritte Staffel von "Big Brother Africa" zu Ende. BBA wie es überall nur heißt, ist das erfolgreichste Sendeformat der afrikanischen Geschichte. Was auch daran liegen dürfte, dass es ein wenig so funktioniert wie bei uns der Grand Prix; man wird als Gesandter seines Landes geschickt, die malawische Bright Hazel Warren musste gegen Kandidaten aus Botswana, Südafrika, Kenia, Uganda, Angola, Zimbabwe und sechs anderen Ländern antreten.

Die meisten Kandidaten sind Studenten und kommen aus reichem Elternhaus - weshalb sie meist nicht gerade repräsentativ sind für ihr jeweiliges Land. Und sie wohnen während der 97 Tage in Johannesburg in einem Haus, das den meisten Zuschauern wie eine Fata Morgana vorkommen muss, Whirlpool, Garten, loftartige Küche. Dennoch oder gerade deshalb identifizieren sich die Zuschauer enorm mit ihren jeweiligen Vertretern: Unter dem Bild, das den meist ja grauenhaft langweiligen Alltag der Containerinsassen zeigt, laufen die SMS der Zuschauer aus ganz Afrika über den Ticker, man feindet einander an und macht politisch unkorrekte Witze. Besonders Munya aus Simbabwe wurde permanent mit fiesen Kommentaren beschossen: "In welchem Laden in Harare gibt es denn bitte heute noch so chice Klamotten?"

Hazel Warren hat die dritte Staffel gewonnen. Naja, sie hat fast gewonnen, Ricco Vernancio aus Angola schnappte ihr im letzten Moment die 100 000 Dollar weg, Hazel wurde zweite, aber die Malawier reden von ihr, als hätte sie gewonnen. Als sie nach Hause kam, wurde sie vom Präsidenten Bingu wa Mutharika persönlich begrüßt und für ihre "beeindruckende Performance" gefeiert. Er dankte ihr dafür, dass sie mit ihrem zweiten Platz "Malawi in die internationale Liga kultureller Gewinner" geführt habe.

Bingu wa Mutharika hat normalerweise andere Sorgen. Malawi wurde 2005 von einer Hungersnot heimgesucht. Der Präsident hörte damals auf dem Höhepunkt der Krise nicht auf den Westen, sondern versorgte die Bauern des Landes mit preiswerten Düngemitteln. Viele westliche Organisationen schäumten, Mutharika aber ließ sich nicht beirren. Und er hatte Recht. In den vergangenen Jahren konnte das Land Getreide exportieren, Mutharika wurde deshalb im vergangenen Herbst in Südafrika als mutiger Visionär gefeiert.

Jetzt aber hat er mit den krassen Folgen der Weltwirtschaftskrise zu kämpfen. Anfangs dachten die Länder südlich der Sahara, die Krise würde an ihnen halbwegs vorübergehen, schließlich sind sie eh kaum integriert in den Welthandel. Mittlerweile, so die Wirtschaftsjournalistin Deborah Nyangulu, schlage die Krise aber "mit voller Gewalt durch", alles wird teurer, das Öl vor allem, und die internationalen Firmen und Banken ziehen ihr Geld in hohem Tempo ab, quasi über Nacht versiegen die ohnehin spärlichen Geldströme. Es gab ja einen bescheidenen Aufschwung in den vergangenen Jahren, in den Städten erstarkte das Bürgertum, und das ganze Land träumte von Größerem: Als vor drei Jahren der erste eigene Kinofilm produziert wurde, schrieben die Zeitungen, das sei der Anfang von Mollywood, in Anlehnung an die nigerianische Nollywood-Industrie. Das war wahrscheinlich etwas hochgegriffen; es gibt in ganz Malawi kein einziges Kino, aber es zeigt, welche Aufbruchsstimmung geherrscht haben muss.

Nyangulu sagt, der bescheidene Aufschwung der vergangenen drei Jahre werde gerade komplett abgewürgt, "there will be waste land left - and as usual it's not our fault".

Das sind prophetische Worte, auch in einem ganz anderen Sinne: Auf Afrikakarten findet man Malawi immer auf einen Blick: Das Land schmiegt sich an den 600 Kilometer langen Nyassa- oder Malawisee, der auf den Karten wie ein kleiner Blinddarm im grünen Bauch des Kontinents liegt. Man kann den See auf der Ilala bereisen, einem Schiff, das die Briten dagelassen haben und das mit fünf Knoten übers Wasser tuckert. Die Ilala kann 16 Knoten machen, fährt aber nur fünf oder sechs, um Benzin zu sparen. Ansonsten sieht man auf der dreitägigen Fahrt kein einziges motorisiertes Boot auf dem See: Die Malawier haben den kleinsten ökologischen Fußabdruck der Welt - it's the economy stupid.

Leider belohnt sie die Welt nicht dafür: Auf der neuesten Klimakarte der Nasa sieht man Malawi und seinen See unter einem glutorange Schleier, der sich über das ganze östliche Afrika gelegt hat: Weil sich der Indische Ozean immer stärker erwärmt, gibt es immer weniger Regen, die Nasa-Forscher prognostizieren explosionsartige Hungerkatastrophen. Wie sagte Debora Nyangulu? "Es wird nur Wüste übrig bleiben, und wie immer ist das nicht unser Fehler." Womit wir wieder abgeben an die Mainstreamnachrichten: Hunger, steigende Getreidepreise, zornige Tabakbauern, die nicht verstehen, warum sie nur noch halb so viel verdienen wie im vorigen Jahr, Erosion, Analphabetismus, Aids und die anstehenden Wahlen.

Aber jetzt ist erst mal Rettung in Sicht: Madonna will nächste Woche nach Lilongwe fliegen und ein kleines Geschwisterchen für ihren David holen. Die Zeitungen werden voll davon sein.